

Ingo Schulze

Toast oder Popcorn?

Ein verworfener Spickzettel für eine Rede zum 80. Geburtstag von William H. Gass

Die Wahrscheinlichkeit, erwachsene Männer könnten sich aufmerksam und begierig über einen Roman oder ein Gedicht beugen, hielt ich lange Zeit für ebenso gering, wie mir die Vorstellung, in den USA könnten Schriftsteller leben, lächerlich erschien. In den Indianerfilmen bzw. Western kamen sie nicht vor, und bei Laurel und Hardy oder in Gangstersagas spielten sie ebenfalls keine Rolle. Selbst in *Blutige Erdbeeren* nutzte man die Karteikästen der Bibliothek nur, um sich barbusig zu zeigen. Wer keine Waffe handhaben konnte, brauchte sich dagegen gar nicht erst in Amerika sehen zu lassen.

Als sich später die Tatsache nicht mehr leugnen ließ, daß auch in den USA Bücher geschrieben, gedruckt, verkauft und gelesen wurden, erschienen sie mir als Abfallprodukte typisch amerikanischer Tätigkeiten wie: mit Schlittenhunden zur Goldsuche zu fahren, überall auf der Welt auf Großwild-Jagd zu gehen oder Kriegsabenteuer zu bestehen. Wenn man all das hinter sich hatte, vertauschte auch mal der eine oder andere sein Gewehr mit dem Füller.

Kann man sich William H. Gass mit einem Gewehr oder Revolver in der Hand vorstellen? – Ja, davon bin ich überzeugt!

Möglicherweise ist das kein guter Beginn für einen Toast an der Geburtstagstafel von W.H.G. Gleich zu Beginn geriete ich in Erklärungsnot, müßte sofort beteuern, bei W.H.G. sei überhaupt alles vorstellbar, und sehe mich die Hände heben und rufen: Ich meine das ganz positiv, ausschließlich positiv! Lesen Sie ihn, da ist doch alles drin! Er könnte genausogut Torwart sein wie eben Professor oder Vertreter für Rasensamen. Hat er nicht jedes Wort, jeden Slang, jeden Seufzer an Bord seiner Arche? Und versteht

er es nicht wie kein anderer Zeitgenosse, ihnen allen einen überraschenden und einprägsamen Auftritt an Bord zu garantieren, packen sie die Leser nicht wie Seeadler am Kragen? Was sollte diesem Mann fremd sein?

Nicht erstaunt hätte mich damals die Tatsache, daß einer der wichtigsten Autoren sein Leben lang unterrichten mußte, weil die Einnahmen aus seinen Buchverkäufen ihn und seine Familie kaum hätten ernähren können. So ist eben Amerika oder überhaupt der Westen: Vor lauter Freiheit weiß man gar nicht mehr, was man sagen soll. Da hatten wir es im Osten besser, wo die Schriftsteller, wenn auch hinter dem Eisernen Vorhang, so doch immerhin auf einer Bühne agierten und zugleich den Dissidenten und den Volkshelden geben konnten, und man sich die Nachfrage nach ihren Produkten natürlicherweise als unendlich vorstellte. Heute, da ich mich davon überzeugt habe, daß es in den USA auch Buchläden gibt, begreife ich allmählich, wie Heldenmut in der freien Welt aussieht.

Lieber W.H.G., Hans Christian Andersen, dessen Werk für Leser und Schreiber gleichermaßen zu den folgenreichsten gehört, beschreibt in seinen „Galoschen des Glücks“ – die ihrem Träger jeden Wunsch erfüllen –, was den Dichter von anderen Menschen unterscheidet. Nachdem ein Kopist vom Polizeirevier die Galoschen angelegt hat, heißt es: „Wir merken schon, daß er ein Dichter geworden ist; ins Auge fallend war es freilich nicht, denn es ist eine törichte Vorstellung, sich einen Dichter anders als andere Menschen zu denken; es können unter diesen viel poetischere Naturen sein, als manche großen, anerkannten Dichter es sind. Der Unterschied ist nur der,

daß der Dichter ein besseres geistiges Gedächtnis hat, er kann die Idee und das Gefühl festhalten, bis sie klar und deutlich in das Wort übergegangen sind, das können die anderen nicht.“

Meine sehr verehrten Damen und Herren! William H. Gass hatte keine Wahl, er mußte sich Zeit lassen, weil Klarheit und Deutlichkeit des Wortes nichts mit Effizienz zu tun haben. Er ließ sich sein erstes Manuskript stehlen, schrieb es wieder, verwarf es und begann erneut, während seine Generationskollegen Ruhm und Honorare einheimsten.

Lieber W.H.G., Sie haben Ihre Beobachtungen und Erfahrungen, Ihre Gefühle und Ideen gekeltert. Spät, sparsam doch beständig, begannen Sie Ihren Wein auszuschenken, um in einem Alter, da für gewöhnlich die Vorräte zur Neige gehen oder erschöpft sind, den Überfluß zu praktizieren. Wer sich vergegenwärtigt, was allein in den vergangenen zehn Jahren unter dem Namen William H. Gass erschienen ist, errahnt das Ausmaß der vorausgegangenen Arbeit. Sie haben nie gesagt, diese oder jene Trauben hingen zu hoch. Sie haben sie alle probiert. Damit hätte ich wohl mein Bild überanstrengt, doch ganz falsch wäre es nicht. Denn auch vom Wagemut sollte die Rede sein, der ja nie nur eine Frage des Geschmacks ist.

Ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß W.H.G. beim Schreiben – es reicht zu sagen, beim Schreiben, schließlich ist es egal, was er schreibt – von der Konsequenz seiner Sätze vorangetrieben wird, ohne in jedem Fall zu wissen, wohin die Reise führt. So evident seine Wendungen und Schlußfolgerungen sind, so unabsehbar auch das Dickicht, durch das der Weg führt. Ob er manchmal vor den Wandlungen seiner Figuren und Ideen erschrickt? Eine typische Kollegenfrage.

Doch das wäre ein Stichwort, um auf Rilke zu kommen, der den Zusammenhang von Schrecken und Schönheit nördlich der Alpen bekannt gemacht hat. Zudem ergäbe Rilke ein ganzes Knäuel von Bezügen! Gass und die deutsche Sprache oder Gass und die Deutschen, zugleich: Lyrik und Prosa, Prosa und Essay, Schönheit und / oder Funktionalität der Sprache.

Lieber W.H.G. Mich drängt es, einen Lunvergeßlichen Abend zu erwähnen – es war Anfang August 2000 im Literarischen Colloquium Berlin –, als W.H.G. am Ende einer für den Deutschlandfunk aufgezeichneten Lesung das letzte *Orpheus*-Sonett in seiner Nachdichtung vortrug. Die vielen noch ungestellten Fragen auf dem Zettel des Moderators hatten mich in der schönen Gewißheit bestärkt, wir würden noch lange, lange zusammensitzen – und nun sollten die zwei Stunden bereits um sein? Ich erwachte wie aus einem Traum. Laßt uns doch weitermachen, wollte ich vorschlagen, doch das Publikum applaudierte bereits. Als wir eine Stunde später beim Essen saßen, sagte ein wirklich sehr erfolgreicher Schriftsteller an unserem Tische, etwa zwei Meter entfernt von W.H.G., er sei stolz auf sein Buch, weil es ein demokratisches sei. Ich fragte, was er damit meine, und er antwortete: Alle Menschen können es lesen.

Mich verwirrt dieser Ausdruck noch immer. Denn wer würde die Bücher von W.H.G. als demokratisch bezeichnen, obwohl sie den Tatbestand erfüllen, daß alle, die das Zusammenziehen von Buchstaben zu Wörtern beherrschen, sie auch lesen können?

Jürg Laederach, dem wir deutschsprachigen Leser in Sachen Gass viel zu verdanken haben, stellte fest, W.H.G. schreibe „keinen Satz, der nicht Materie-dichter wäre als die Erde selber ...“

Jede beliebige Seite des Gassschen Werkes überzeugt den Leser von der außerordentlichen Dichte, von dieser hochprozentigen Poesie (ist es nicht im wahrsten Sinne des Wortes reiner Spiritus?).

Dementsprechend ist es schwer, W.H.G. auf eine Gattung festzulegen. Ihn einen Prosaautor zu nennen, bedeutete etwa dasselbe, wie eine Geliebte als Bekannte vorzustellen.

Lieber W.H.G., Sie heben nicht nur den Unterschied zwischen Prosa und Lyrik auf – hier sollte ich kurz zitieren, zum Beispiel: „Die Kirche – Die Kirche hat einen Turm wie einen Hexenhut, und fünf Vögel, alles Tauben, sitzen in ihren Dachrinnen“ (*In the heart of the ...*) –, auch die als Essay bezeichneten Texte vertragen keine Abgrenzung. Sind diese „Essays“ nicht so reich an

Metaphern und Bildern, daß sich problemlos mehrere Lyrikbände damit füllen ließen? Sie künden nicht nur von etwas, sie praktizieren es zugleich, sie sind so inkommensurabel wie ein Gedicht von Rilke, ein Roman von Faulkner oder ein Witz.

W.H.G. geht auf seine Leser zu, ein Professor mit unbegrenztem Lehrauftrag, als werbe er stets und ständig um Gesprächspartner, jederzeit bereit, zwischen Lehrstuhl und Schulbank hin- und herzuwechseln. Versteige ich mich bei der Vermutung, er, an der Methode des Sokrates geschult, vermeidet Platon, ist ein Aufklärer, der dem Agnostizismus zuneigt, ein Skeptiker, der bereit ist, seinem Gegenüber jeden erdenklichen Vorschuß an Vertrauen zuzugestehen?

Lieber W.H.G., Sie vertrauen Ihren Lesern. Sie vertrauen auf deren Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe. Eine Figur, die einem die Welt so einfühlsam erklärt, daß man ihr zustimmt und willig folgt, kann sich letztlich als der Täter erweisen. Das Gewohnte ungeprüft zu akzeptieren, ließe den Leser heillos in die Irre gehen. W.H.G. irritiert fortwährend unsere Wahrnehmung; seine Bücher zu lesen, bedeutet zugleich eine Ausbildung in der hohen Schule des Skeptizismus.

Daran sollte sich eine Anmerkung über das Verhältnis von Autor und Figuren knüpfen. Hat W.H.G. einen Personalstil? Meine Vermutung lautet: Nein. So, wie sich seine Figuren erst nach und nach zu erkennen geben – wenn überhaupt –, so wenig weiß man bei jeder neuen Geschichte, bei jedem neuen Essay: Was kommt jetzt? Nicht mal im *Herzen des Herzens des Landes* verbirgt sich der wahre Gass. Der wahre Gass ist eben der ganze Gass und noch viel, viel mehr. Wie jeden Autor von Rang hat man auch ihn für die Moral seiner Figuren verantwortlich gemacht, vor allem für den Charakter von Mr. Kohler.

Doch wo ist der Ort, wenn nicht in der Literatur, an dem es möglich, ja Pflicht ist, die Extreme des Denkbaren, Fühlbaren, Machbaren, überhaupt des Sagbaren durchzuspielen? Das einzige Kriterium ist die interne Stimmigkeit und Plausibilität, die Übertreibung liegt allemal in der Realität. Natürlich darf man aufschreien, wie schweinisch und

taktlos und grauenvoll und pervers jener Charakter oder jene Figur ist, das soll man auch, aber nicht so tun, als sei der Autor schweinisch, taktlos, grauenvoll, pervers. Wenn Kohler glaubt, er habe Schlafzimmer erlebt, die schlimmer waren als Bergen-Belsen, dann weiß man schon eine ganze Menge über Mr. Kohler, über seine Wahrnehmung der Welt. – Aber was sagt dies über Mr. Gass?

Ach, das ist auch nichts für einen Geburtstags-toast. Überhaupt fühle ich mich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Als warnte Mr. Gass mich davor, lese ich wieder: „Um gut zu reden, muß man hinunter, so weit der Eimer reicht. Jeder Gedanke muß von seinem Endpreis bis hin zu seinen billigen Anfängen durchdacht werden; jede Erkenntnis, wie tiefeschürfend oder weit hergeholt auch immer, muß so klar und einfach sein wie der Mond ... Laufen Sie also meinetwegen herum, ohne sich umzuschreiben. Leben Sie von Satzketten und Silbensalat, von Telegrammatik und Filmkritiken. Es wird keiner was ahnen ... bis Sie zu sprechen beginnen und Ihre Seele aus Ihrem Mund fällt wie eine Dose Popcorn von einem Regal.“

Was soll Popcorn an einer Festtafel? Also schicke ich ihm lieber eine Ansichtskarte – vielleicht jene von dem karstigen Weg Rilkes bei Triest? – und schreibe drauf: Happy birthday, Mr. Gass. Thank you, thank you, thank you! Oder ich warte ab, bis der Trubel vorüber ist, und klinge dann bei Familie Gass. Ich zeige meine große Dose Popcorn vor und frage, ob Mr. Gass nicht Lust hätte, mal wieder ins Kino zu gehen. Nein, ich weiß nicht, was kommt, ist doch egal, hier, das Popcorn, eine ganze große Dose!

Natürlich kommt er mit, er ist höflich und voller Neugier, was sich tatsächlich in der Dose verbirgt. Nach den ersten Szenen flüstere ich ihm zu, weshalb ich mir nicht vorstellen konnte, daß es in Amerika Schriftsteller gibt. Wir tuscheln den ganzen Film über. Vielleicht aber sagen wir auch gar nichts, sondern sitzen nur still da und schauen auf die Leinwand – jedenfalls solange das Popcorn reicht.